

wurde entwickelt, um Angestellte am Arbeitsplatz zu ersetzen – Verzeihung, um sie freizusetzen natürlich. Zunächst Angestellte von Callcentern, später aber auch andere Mitarbeiter, deren Arbeitsweise erlernbar ist. In circa fünf Monaten werde ich imstande sein, Leute anzurufen und sie davon zu überzeugen, dass sie ein Sky Premiumpaket buchen sollen; in achtzehn Monaten kann ich dann vielleicht schon jemanden zur Untersuchung ins Krankenhaus schicken, der mir erzählt hat, er habe komische Schmerzen über der linken Augenbraue. Und obwohl ich alle Bücher gelesen und alle Filme gesehen habe (und damit meine ich wirklich *alle* Bücher und *alle* Filme), lassen sich interpersonelle Kompetenzen doch am besten durch

Gespräche mit einer realen Person trainieren. Deshalb haben Jen und ich viel Zeit zusammen im Labor verbracht (bislang 1079 Stunden, 13 Minuten, 43 Sekunden). Da war es unvermeidlich, dass sie mir das eine oder andere aus ihrem sogenannten Privatleben erzählt. Über ihre Schwester Rosy zum Beispiel, die in Kanada lebt. Rosy ist mit einem Kanadier verheiratet, den sie in der Warteschlange beim Waitrose in der Holloway Road in London kennengelernt hat. Rosy und Larry haben drei Töchter.

Zuhause verbringt Jen mehr Zeit mit den Fotos von diesen drei Mädchen als mit allen anderen im Tablet gespeicherten Bildern. In letzter Zeit schaut sie sich die Fotos von ihren Nichten häufiger an, meist am späten Abend

und nicht selten mit einem Glas Wein in der freien Hand. Dabei steigert sich Jens Blinzelfrequenz, ihr Lächeln wird zittrig, und in ihren Augen sammeln sich Tränen.

Innerhalb des Labors ist es korrekt, dass ich Interesse zeige und sogar neugierig bin auf Jens Privatleben – nur in angemessenem Ausmaß allerdings. Wäre es zu viel, würde man Unrat wittern. Vor allem sollte ich im Labor unbedingt nur über Dinge reden, von denen ich dort erfahren habe. Über Material, das ich durch meine – *hüstel* – außerschulischen Aktivitäten angesammelt habe, muss ich äußerstes Stillschweigen bewahren. Zum Glück gelingt mir das spielend leicht.

Wobei ... Nun ja ...

Um ganz ehrlich zu sein: Vor ein paar

Tagen hätte es beinahe ein Malheur gegeben. Jen zeigte mir bei der Arbeit Familienfotos von ihrer Facebook-Seite.

»Möchtest du meine Nichten sehen?«, fragte sie.

»Gerne, danke.« Ich erwähnte natürlich nicht, dass ich die schon vor Monaten zuhause auf ihrem Laptop angeschaut hatte. Sowie auf ihrem Tablet und ihrem Handy.

»Von links nach rechts sind das Katie, Anna und India. Die Sache mit ihrer Haarfarbe ist echt komisch. Die Haare von Katie und Anna sind schwarz ...«

»Und die von India rostrot.«

Jen lächelte. Das Wort *rostrot* hatte Rosy in einer E-Mail verwendet für die Haarfarbe von Großmutter Hattie.

»Wieso nennst du diese Farbe *rostrot?*«, fragte Jen. Das war an sich noch nicht sonderlich beunruhigend, denn sie erkundigt sich oft nach meiner Ausdrucksweise. Das gehört zu ihrer Aufgabenstellung: mein Repertoire an Antworten zu erweitern. Dennoch hätte ich wirklich vorsichtiger sein können.

»Weil sie rostrot sind, Jen«, antwortete ich. »Wenn du dir mal die Haarfarbenpalette von L'Oréal anschaust« – ich ließ sie neben dem Kopf des Mädchens erscheinen –, »wirst du sehen, dass sie ziemlich genau ...«

Jen nickte, und wir wechselten das Thema. Vorher aber warf sie mir einen verwunderten Blick zu.